Fünf Jahre Karl-May-Museum

Von Otto Eicke

Wenn man ein Kind von seinen ersten Lebenstagen an kennt und liebgewonnen hat, ist es nur natürlich, daß man Anteil nimmt an seiner Entwicklung. Und wenn man Gelegenheit hat, dieses Kind fünf Jahre nach seiner Geburt wiederzusehen, freut man sich dieser Begegnung und beobachtet mit gespannter Erwartung, wie das nun Fünfjährige sich entwickelt hat, ob es hält, was es versprach, beurteilt seine weiteren Zukunftsaussichten und stellt mit Behagen fest, daß gerade dieses Kind erstaunliche Fortschritte gemacht hat.

Eine solche Begegnung mit einem Fünfjährigen hatte ich dieser Tage, zwar mit keinem Menschenkinde, aber mit dem Karl-May-Museum im Wildwest-Blockhaus in Radebeul. Am 1. Dezember feiert es seinen fünften Geburtstag. Es ist seit Anbeginn der Liebling nicht nur seiner Gründer, der Frau Klara May und des Verlagsleiters Dr. E. A. Schmid, seines Taufpaten (will sagen wissenschaftlichen Ordners) H. Dengler und seines treuen Hüters Patty Frank, sondern auch all der vielen, die es seit 1928 besuchten und bewunderten und vorm Kamin der „Villa Bärenfett“ zu Gast waren, entrückt dem nüchternen Alltag, eingesponnen in die Traumwelt, die in den Reiseerzählungen Karl Mays gespiegelt ist.

Ich habe große Augen gemacht, als ich dieses „Kind“ wiedersah. Was ist aus ihm geworden! Prächtig herausgemacht hat es sich in der kurzen Spanne, ist gewachsen und ist heute ein kleines Wunder. Bereits der äußere Eindruck überrascht. Was im Anfang schüchterne Pflanzung war rings um das Blockhaus, ist jetzt üppige, romantische Wildnis. Vor dem Eingang erhebt sich ein echter Totempfahl, eine Sehenswürdigkeit für sich. Die eigentlichen Museumsräume im Innern aber zeigen sich bereichert durch stattlichen Zuwachs der Schaustücke. Zum Erlesenen gesellt sich das Erlesenste, zum Eindrucksvollen das Eindrucksvollste.

Früher standen da in Lebensgröße der Irokese mit dem Wampumgürtel, der Apatschekrieger auf dem Auslug nach dem Feind und die Schwarzfußindianerin. Sie haben jetzt Gesellschaft bekommen: einen Medizinmann der Tlingit-Indianer, die in Nordwest-Amerika sitzen. Er ist dargestellt im priesterlichen Tanz, der ein langsames Sichwiegen auf den Zehen war, genau hundert Schritte und nicht mehr in einer Stunde. Sein Hut ist aus Zederbastfasern geflochten. Die Rassel in seiner Hand stellt den Raben als Sonnenräuber dar. Die Decke, die seine Gestalt umhüllt, wurde aus teilweise gefärbten Schneeziegenhaaren geflochten (!), nicht gewebt. Sein Lendenschurz besteht aus Leder, an dessen Fransen Hirschhufe hängen. Weiter ist ein Sioux-Häuptling im Schmuck der Federkrone zu sehen, in der Rechten die Kriegslanze, in der Linken die Pfeile. Seinem Gewand sind Sonnenrädchen aufgenäht, Zeichen, die dem Hakenkreuz verwandt sind; denn das Hakenkreuz ist den Indianern bekannt, es gilt bei ihnen als Symbol des Glücks. Ferner steht da ein Komantsche-Krieger. Seine Rechte umspannt den Tomahawk, die Linke die Büchse; was andeutet, daß den Komantschen als ersten unter allen Prärie-Indianern der Gebrauch der Feuerwaffe geläufig war. Über der Schulter trägt er an einer Schnur die Wasserflasche aus Bast. Sie war ein unentbehrlicher Gebrauchsgegenstand dieser Roten und ermöglichte es ihnen, frei in den Wüsten von Wildwest, namentlich im Llano estakado umherzuschweifen, wo sie oft tagelang kein Wasser fanden.

Von den Neuerwerbungen des Museums fesseln weiter vor allem zwei Stücke. Da ist erstens eine Kopftrophäe der Jivaro aus Ecuador (Süd-Amerika). Die ganze Kopfhaut (mit Gesicht und Hals) ist hier sorgfältig abgezogen und durch ein besonderes Verfahren so präpariert worden, daß der Kopf zwar seine Form behielt, aber bis zu Faustgröße zusammenschrumpfte. Dieses Stück ist höchst eigenartig, noch mehr aber das zweite: die Mumie einer peruanischen Indianerin aus der Zeit der Nazcakultur, die etwa 2000 Jahre alt ist. Durch salpeterhaltige Luft trocknete die Leiche ein. Die Tote liegt nicht lang ausgestreckt, sondern sitzt oder hockt, den Schädel noch vom vollen Haar überdeckt. Die Grabbeigaben zeigen, daß es die Leiche einer Frau ist. Die Gewänder bestehen aus farbig gewebtem und teilweise gesticktem Baumwollzeug. Beigegeben sind Webegeräte, Spindeln, eine Bronzepinzette, ein dünner, breiter Silberring, eine Tasche aus Binsengeflecht und ein bemaltes Tongefäß mit roter Farbe und eine mit roten Federchen besetzte Binde.

Das sind die bestechendsten Stücke, die in den fünf Jahren neu ins Museum gekommen sind. An kleineren Gegenständen ist sonst noch manches neu und wertvoll. Einiges hat Frau Klara May von ihrer Amerikareise im Sommer 1930 mitgebracht, über die sie in ihrem fesselnden Buch „Mit Karl May durch Amerika“ berichtet. Aber auch sonst ist das Innere des Blockhauses umgestaltet, erweitert und zu einer

Sehenswürdigkeit ersten Ranges ausgebaut worden.

Da ist vorerst einmal die Goldgräberbar „Zum grinsenden Präriehund“. Wer sie betritt, fühlt sich in Kalifornien zur Zeit der märchenhaften Goldfunde. Alles ist echt bis ins kleinste. Es fehlt nicht der Spiegel hinterm Schanktisch, in dem der mixende Wirt die oft nicht sehr vertrauenswürdigen Gäste hinter seinem Rücken beobachten kann, nicht der erste in der Bar vereinnahmte Dollar in Glas und Rahmen, nicht das Schild, das Niggern und Hunden den Eintritt verbietet und nicht das Druckbild der berühmten Indianerschlacht am Little Bighorn, das seinerzeit eine amerikanische Brauerei in St. Louis an alle Schankwirtkunden als Reklame verschickte. Der Keller des Blockhauses aber beherbergt eine ganz große Überraschung, eine Mondscheinbrennerei, so genannt, weil diese Stätten, die einst namentlich an der kanadischen Grenze entstanden, wegen Steuerhinterziehung das Licht des Tages scheuen mußten. Durch eine Falltür im Boden geht es mittels eiserner Steigeleiter hinab in die Tiefe. Dumpfes eintöniges Pochen dringt durch die matt erleuchteten Gänge. Da stehen Schnapsfässer, dort liegen Scherben zerbrochener Flaschen. Es ist eine unheimliche Stimmung. Das Klopfen wird stärker. Schließlich wird ein Gewölbe sichtbar, erhellt von Fackelschein. Ein Herdfeuer lodert. An den grob beworfenen Wänden, von denen Wasser tropft, stehen Retorten, Flaschen und Töpfen aller Art. Das ist eine geheime Schnapsbrennerei. Hier ist man ganz im romantischen Wildwest Karl Mays, fühlt sich unter Trappern und Fallenstellern, die sich heimlich ihren Gin und Whisky selber brennen.

Das ist das Karl-May-Museum, das ist das Blockhaus, wie sie in den ersten fünf Jahren ihres Bestehens geworden sind. Die Entwicklung ist vielversprechend. Vivant sequente.

Aus: Radebeuler Tageblatt, 30.11.1933.
Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, April 2019